

Die Königschmieds [Fortsetzung]

Autor(en): **Moeschlin, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 22

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 22, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

31. Mai 1919

Die Wolke.

Von Elise Heuberger.

Während ich hier sitze
Still in Einsamkeit,
Fließt das goldne Leben
Aus der Ewigkeit.

Eine weiße Wolke
Steht und regt sich nicht,
Saugt in sich im Raume
Sattes Sonnenlicht.

Geht nicht vor- noch rückwärts
Und doch fühlt man leis
Ein sich trennen — lösen
Auf seltsame Weis'.

Nun wird das Gebilde
Plötzlich tief und weit —

Langsam fließt das Leben
In die Ewigkeit!

Die Königsmieds.

Roman von Felix Moeschlin.

22

Zehntes Kapitel.

Es brauchte den Alten nicht zu reuen, daß er sechs Fuß tief unter dem Erdboden lag und wahrscheinlich nichts Menschenähnliches gezeigt hätte, wenn er ausgegraben worden wäre. Denn auch sein Sohn hatte nachgerade mehr als sein halbes Menschentum verloren, wenn er schon noch auf zwei unermüdbaren Beinen herumließ und mit zwei kräftigen Armen schaffte und seinem Hirn keine Ruhe gönnte.

Seine Geschäfte gingen schlecht. Er hatte sich mehr aufgebürdet, als er tragen konnte, und Vieles begonnen, mehr aus purer Eier nach Tätigkeit, als aus verlässlicher Aussicht auf einen erträglichen Gewinn. Und nun hatte er an allen Ecken und Enden den festgefahrenen Karren wieder flott zu machen, versandete Bächlein wieder laufen zu lassen und schieffstehende Angelegenheiten vor dem Umstürzen zu bewahren. Und wenn er an einem Orte war, so ging gewiß an einem andern Orte der Teufel los. Und es kam dazu, daß seine Geschäftsleute nicht gerade zur besseren Sorte gehörten. Die hatte er sich entfremdet, die einen durch hochfahrendes Wesen, die anderen durch Jähzorn und rohes Getue, wenn er gerade mehr getrunken hatte, als ihm gut tat. So war er zu Geschäftsverbindungen gekommen, die auf dem Papiere noch erträglich aussahen, in Wirklichkeit aber viel Wachsamskeit und Vorsicht und brutale Kraft erforderten, wollte er nicht hinten und vorn über den Köffel balbiert werden, Juden, Winkeladvokaten und Kleinbank-Inhaber, die vordem schon gezwungenermaßen monatelang

ein beschauliches Leben geführt hatten, ohne aber dadurch auf bessere Gedanken gekommen zu sein. Sie hatten süße Worte, demütige Gesten und Schmeicheleien, daß der Himmel hätte schwarz werden können. Aber hintenherum und auch vornherum, wenn er gerade die Augen nicht offen hatte, agierten sie die saubersten Schelmenspiele und verwickelten die Fäden der Geschäfte, daß kein Mensch mehr draus kam, auch ein Advokat nicht.

Und wenn er den faulen Zauber merkte und aufbegehrte, so setzten sie ein Heiligengesicht auf und leugneten alles weg und schwuren bei Gott und den irdischen Dingen, sie seien unschuldig, so daß er notgedrungen klein beigeben mußte, denn beweisen ließen sie sich nichts. Dann versuchte er, das leidige Geschmeiß loszukriegen. Aber wenn er eine Zeitlang nichts anderes getan hatte, als was zur richtigen Bauernwirtschaft gehörte, so sehnte er sich wieder nach der Aufregung des Spekulierens zurück und das Gelauf und Gemauschel begann von neuem. Was ihm irgendwo in den Weg lief und einen Handel versprach, griff er auf. So kam es, daß er sein Geld bald in allen möglichen Geschäften stecken hatte und es ein merkwürdiges Sammelsurium gab, wenn er alles untereinander schrieb. Er handelte mit Heu und Weizen, mit Ziegeln und Brettern, aber auch mit Kohlen, wenn es ihm gerade einfiel. Und wenn das alte Bad in Fluhwil umgebaut wurde und eine Aktiengesellschaft den Betrieb übernahm, so war er einer der Hauptaktionäre. Und wenn er hörte, in der Nähe der Stadt sei billiges

Vand zu kaufen und in ein paar Jahren hundert Prozent damit zu verdienen, so kaufte er es gewiß oder nahm Geld auf, um es nachher an sich ziehen zu können. Er konnte demnächst sagen: Wenn zwischen der Stadt und Fluhwil irgend ein schlimmes Ereignis passiere, ein Bergrutsch, eine Ueberschwemmung, eine Feuersbrunst, ganz gleich wo, so sei von seinem Gelde dabei in Gefahr. Und es gab Zeiten, wo ihn dieses Gefühl berauschte und er mit Stolz seinen Namen „König“ als einen prophetischen bezeichnete.

Aber er war doch auch wieder aufrichtig und gescheit genug, um sich einzugesehen, daß seine Rechnung viele Posten habe und nach Großem aussehe und den Augen wunderwas vormache, daß aber beim Addieren und Subtrahieren die Herrlichkeit sich so ziemlich in nichts auflöse, wenn nicht in weniger, und daß er froh sein könne, auf dem Hofe sein eigener Meister zu bleiben. Immerhin hatte er einige vielversprechende Wahrscheinlichkeiten, die unter Umständen das Gold nur so regnen lassen konnten. Aber eine nach der andern von diesen Wahrscheinlichkeiten verschwand, einer Leuchtugel vergleichbar, die aus einer Rakete in die Luft geschossen worden ist und nun unter dem Himmel schwebt und wartet und wartet auf das farbige Wunder, das sie gebären soll. Aber das Wunder kommt nicht. Sie erlischt einfach. Nicht mal knallen tut sie.

Seine Seidenwinderei war die erste dieser trügerischen Lichter gewesen. Er hatte sie mit viel Freude gebaut, Maschinen hineingestellt und ein Turbinenhaus daneben. Und mit Stolz hatte er dies alles gezeigt. Aber dann wies es sich, daß das Wasser nicht ausreichte. Er mußte eine Dampfmaschine montieren lassen. Die fraß Geld weg. Und die Konkurrenz war groß. Er hatte gehofft, die Leute zu billigeren Arbeitslöhnen zu kriegen, als sie in der Stadt bezahlt wurden. Sie sparten ja das Geld und die Zeit für die Eisenbahnfahrt. Aber es zeigte sich, daß die Fabrikler lieber nach der Stadt fuhren, auch dann noch, als er die gleichen Löhne bezahlte.

So ließ er denn Italienerinnen kommen. Aber es war viel Paf dabei. Und er selber konnte den Betrieb nicht überwachen und verstand auch nicht genug davon. Er mußte alles einem Aufseher überlassen. Und der ließ sich durch seine Selbstherrlichkeit, der er nicht gewachsen war, zu abenteuerlichen Stücken verführen. Die vielen Weiber brachten ihn außer Rand und Band. Und das Material wurde verschleudert, die Maschinen verdorben, die Ware fehlerhaft und unpünktlich geliefert. Eine Stodung in der Nachfrage schlug dem Faß den Boden aus. Die Fabrik fraß so viel Geld, daß er einen Schreck bekam. Er versuchte sie zu verkaufen. Aber niemand wollte ihm für die verlotterte Wirtschaft einen annehmbaren Preis bezahlen, auch die Seidenherren in der Stadt nicht. Da hob er vorläufig den Betrieb auf und schloß Türen und Fenster. Später, bei besseren Verhältnissen, wollte er den Betrieb wieder aufnehmen. Aber das Später war immer noch nicht gekommen. Die Fabrik war tot und das Kapital, das in ihr festlag, trug keinen Rapen Zins. Er mußte sich auf seine Söhne verströken.

Der Hof sollte ihm darüber nicht zu kurz kommen, so sagte er sich immer wieder und führte gewissenhaft Buch über den Haus- und Ackerbesitz und über den Viehstand.

Nur den Brunnen hatte er eingebüßt. Er war einmal in einer Geldklemme gewesen. Und als ob das die Vorderwiler gewußt hätten, so waren sie zu ihm gekommen und hatten gefragt, ob er sein Wasser nicht an die gemeinsame Wasserversorgung abtreten wolle. Und er hatte sein Brunnenrecht verkauft. Er besaß jetzt dafür einen Hahn in der Küche. Aber es war kein Vergleich mehr. Es nützte nichts, daß er immer wieder den Biß machte: sie brauchten nicht so viel Wasser, denn sie hätten Geld genug, um Wein zu trinken. Er schämte sich doch, wenn er den Platz sah, wo der große Trog gestanden hatte aus weißem Kalkstein, der aussah wie Marmor.

Auch sonst kam der Hof in Tat und Wahrheit zu kurz, weil er keinen Herrn und Meister mehr hatte, der Tag um Tag nach ihm sah und auch eine durchwachte Nacht nicht scheute, wenn es gerade nötig war. Viktor verließ sich auf seine Söhne, von denen Arnold, der Älteste, bald zwanzig war. Aber die Söhne taten, was sie mußten, so lange der Vater über ihnen war, und was sie mochten, wenn er in irgend einer Aktionärversammlung eine Rede hielt oder an einem Schützenfeste mitmachte oder an einem Sängerkfeste, denn es litt ihn nie lange zu Hause.

Er und seine Frau standen sich nicht besser als Hund und Katze. Nur waren sie noch viel schlimmer dran, denn die Tiere dürfen ihre Feindschaft offen zeigen und die ganze Welt findet sie in Ordnung und verwundert sich bloß, wenn das Gegenteil geschieht. Aber sie waren Mann und Frau und hatten sich ein Ansehen zu geben um ihres Namens willen und mußten heucheln, so gut es ging. Und die Söhne lebten neben ihnen mit wachsamen, allsehenden Augen.

Sie haßten sich. Und doch war wieder ein Kind in Aussicht. Das Neunte. Das kam von Nächten her, wo sie sich umarmten als Mann und Weib und nichts mehr. Bis sie sich am Morgen nebeneinanderliegend fanden, der Viktor König und die Lydia Hintschi, und sich voll Widerwillen trennten. Dann konnte es Viktor vor sich selber eteln, und er beschimpfte seine Frau, um sich nicht selber beschimpfen zu müssen. Und sie vergalt ihm alles tausendfältig wieder, war gemein, wenn er roh war, giftig, wenn er grob wurde, und schlug er sie, gab sie ihm die Schläge zurück und Worte dazu, daß es ihm war, als wurde er angespußt.

Das war seine Frau, dachte er dann, und von solcher Mutter erwartete er gute Söhne. Er kam sich selber lächerlich vor. Aber zu ändern war nichts mehr. Es galt stark zu bleiben. Und er fühlte sich gesund. Der Königshof sollte als ein stolzer Hof dastehen, solange er lebte. Und nachher? ja nachher, er durfte nicht daran denken. Aber dann sah er es ja nicht mehr.

Und er stellte seine Söhne vor sich hin und prüfte ihre Züge. Was sie sonst taten, wollte er ihnen nicht anrechnen, sie waren noch jung, Jugend hat keine Tugend, frischer Most muß gären. Aber er wollte es an ihren Gesichtern ablesen, ob sie ihm oder der Mutter nachschlagen werden. Und als er sie prüfte, fand er nichts vom eigenen. Bei allen der Mund der Mutter, der gemeine Mund, ja, gemein, und wenn es noch einmal seine Frau ist. Er will sie damit nicht beschimpfen. Er will nur der unleugbaren Tatsache den richtigen Namen geben. Er weiß ja, daß er selbst auch etwas Gemeines bekommen hat im Gesicht und eine leichte Röte und etwas Aufgetrie-

benes, Schwammiges vom Trinken. Er weiß es. Er schämt sich ja genug deswegen. Aber da, in seinen Kindern ist nichts von dem, was in der eigenen Jugend auf seinem Gesichte stand. Nur der gemeine Mund der Mutter und der breite Unterkiefer. Ja, essen können sie, stark sind sie. Und die weitvorstehenden Augäpfel mit den schweren Augendeckeln. Und die ausdruckslose, zurückfliehende Stirn. Sie schlagen der Mutter nach, ohne Zweifel. Er hat Träume gehabt, als er jung war; haben denn seine Söhne keine Träume? Aber er sieht nichts anderes, als daß sie ihn ungeduldig anstarren und von einem Fuß auf den anderen treten und denken... der Kuckuck mag wissen, was sie denken.

Die Mutter trat ein. Sie stand neben ihre Kinder. Ja, sie paßte zu ihnen. Man sah auf den ersten Blick, daß sie die Mutter war. Aber er der Vater? Nein, das sah man nicht. Das mußte man sich sagen lassen. Wenn er vielleicht ein Mädchen gehabt hätte, dann würde er sich wieder gefunden haben. Denn man sagt ja, daß die Mädchen den Vätern nachschlagen. Aber er hat nur Söhne. Nichts zu machen. Was ist, das ist. Was werden muß, das wird. Und er sah die Söhne argwöhnisch an, denn er fühlte eine innere Widersekllichkeit in ihnen anwachsen, je größer sie wurden. Und er täuschte sich nicht.

(Fortsetzung folgt.)



Rudolf Tschan: Kirchgang in Sigriswil.

(Im Besitze von Wwe. E. Zimmstein, Bern.)

Rudolf Tschan.

Von U. W. Züricher.

Ueber den am 4. März 1919 in Gunten verstorbenen 70jährigen Maler Rudolf Tschan habe ich im „Bund“ vom 7. März dasjenige gesagt, wozu mich der so unerwartete und von tragischen Schatten umwobene Todesfall drängte. Heute nun, aufgefordert, zu den reproduzierten Bildern Tschans ein paar begleitende Worte zu schreiben, möchte ich mich so wenig als möglich wiederholen.

Wie in einem jungen Lehrer die Sehnsucht nach der Kunst lebendig wird und er den sichern Brotkorb und den bürgerlich geachteten Beruf vertauscht mit der in jeder Hinsicht unsicheren und immer für viele etwas verdächtigen Künstlerlaufbahn, ist ein psychologischer Fall, der sich immer und immer wiederholt. Wenn nicht eine seltene und übermächtige Begabung kategorisch nach einer bestimmten Gestaltung drängt, wird die Richtung, der sich der angehende Künstler hingibt, sehr oft, ihm selber unbewußt, von herrschenden Zeitrichtungen mitbedingt werden. Und selber Einzigartige können nicht völlig unbeeinflusst von der dominierenden Massenpsychologie ihren Weg gehen. Entscheidend für alle bleibt, ob sie sich selber treu bleiben, ob sie von den, von der künstlerischen Umwelt teilweise mitgeschaffenen

Ausdrucksmitteln nur diejenigen sich aneignen, die wirklich ihrem eigensten Seelenleben entsprechen. Zufällig stieß ich dieser Tage in einem Werk Robert Sattischs, eines Schriftstellers, den ich seit Jahren immer wieder lese, auf eine Stelle, die ich mir anstrich: „Wer keine Einfachheit und Reinheit in seinem Innern hat, der weiß auch gar nicht, wie sehr er zum Betrüge neigt: alles, was die Mode an Verfehrtheiten hervorbringt, findet in ihm notwendig einen Widerhall, und ihm imponiert jede Geschmacklosigkeit, wenn sie nur auf dem Banner des Zeitgeistes geschrieben steht.“ Diese Stelle fiel mir nun ein, als ich mir über das Leben und Arbeiten unseres verstorbenen Tschans Rechenschaft zu geben versuchte; in dem Sinne nämlich fiel sie mir ein, als die so ganz unmoderne Treue seiner angeborenen Begabung gegenüber zweifellos auf den schlichten, wahren, einfachen und treuherzigen Charakter des Künstlers zurückzuführen ist. Zeitlich bedingt, bedingt also durch die Münchnerschule der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts, ist wohl ein gewisser Mangel an farbiger Sehkraft.

Ich will hier gar nicht versuchen, Tschan zu einem überragenden, verkannten Genie aufzubahnen. Das war er nicht; aber er war ein treuer Arbeiter mit einem durchaus künstlerisch empfindenden Naturell, dem doch zeitweise auch Dinge gerieten, die ganz bedeutend über den Durchschnitt hinausreichen und die manchem, der im Leben meinte, hochmütig und verächtlich auf ihn herunterschauen zu dürfen, eben nie gelingen. Soweit mir Tschans Lebenswerk bekannt ist, glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich darin zwei Höhepunkte unterscheiden kann. Der eine wäre wohl auf der Mitte des Lebens anzusetzen, wo er, von seinen Studienreisen im Ausland zurückgekehrt, in seiner Heimat sich mit freudigem Herzen einlebte und allen verborgenen Winkeln und Reizen mit suchendem, aufnehmendem, liebendem Auge nachging. Aus dieser Zeit stammen einige Bilder aus Bauernstuben, Küchen, Ofeneden, mit oder ohne figürlicher Belegung, die von einer ganz köstlichen malerischen Empfindung sind. Man wird bei ihnen unmittelbar an gute holländische Kleinmeister erinnert. Auf dieser Höhe hat